

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 27 (1985)

Artikel: Grosse Männer : Licht und Schatten
Autor: Camartin, Iso
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-972163>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Große Männer – *Licht und Schatten*

von Iso Camartin

Der Ruf, der der Wirklichkeit vorausgeht, kann uns diese verstellen. Es ist einem auch nur halbwegs belesenen Menschen kaum möglich, von Norden kommend, den Julierpaß ohne gesteigerte Erwartungen zu überqueren. Wenn sich dann vor dem gespannten Auge die obere Engadinische Landschaft öffnet, ergibt sich erst allmählich die Balance zwischen Erwartetem und Gesehenem. Ganz vermag das Wirkliche den Schleier der Ahnungen nicht zu durchdringen. Auch an Ort und Stelle behalten gewisse Naturblicke ihren Traumcharakter.

Nüchterner betritt solche Zauberlandschaft, wer zu den Menschen unterwegs ist, die dort hausen. Schon der für Naturschauspiele äußerst empfängliche Zürcher Diplomat Johann Heinrich Waser, den C. F. Meyer uns in seinem «Jürg Jenatsch» so köstlich beschreibt, strebt eilig an allen engadinischen Wundern der Natur vorbei, sobald es ihn drängt, seinen Freund Jenatsch warnend zu umarmen. Und Nietzsche, der «Einsiedler von Sils-Maria», selbst diesem Flecken Erde wie kaum ein anderer verfallen, berichtet nicht ohne Stolz von einem zweitägigen Besuch des Philosophen Heinrich v. Stein: dieser sei «ohne Nebenabsichten von Natur und Schweiz» zu ihm gekommen. «Er machte hier Eindruck. Er sagte im Hotel: Ich komme nicht wegen des Engadins!»

Wenn es nicht gerade galt, Nietzsche zu besuchen, waren die Menschen im Engadin oft nicht einmal die «Nebenabsicht» einer Reise. Auch für Nietzsche war «die Landschaft allerersten Ranges» allein der Grund, aus Sils-Maria seine «Sommerresidenz», seine «Heimat und Brut-



Jürg Jenatsch

stätte» zu machen. «Ich möchte Geld genug haben, um hier eine Art ideale Hundehütte zu bauen: ich meine, ein Holzhaus mit zwei Räumen, und zwar auf einer Halbinsel, die in den Silsersee hineingeht und auf der einst ein römisches Kastell gestanden hat. Es ist mir nämlich auf die Dauer unmöglich, in diesen Bauernhäusern zu wohnen, wie ich bisher getan habe: die Zimmer sind niedrig und gedrückt, und immer gibt es mancherlei Unruhe. Sonst sind mir die Einwohner von Sils sehr gewogen, und ich schätze sie». Seit Nietzsche vor genau hundert Jahren dies schrieb, mußten die Einwohner des Engadins noch ganz anderen Dingen gewogen

sein als nur dem sonderlichen Eremit von Sils. Doch wir, die wir nicht «6000 Fuß jenseits von Mensch und Zeit» zu begeben haben, damit unsere Gedanken Gestalt annehmen, sollen uns nicht mit der Erkenntnis abfinden, daß die Menschen all dem, was in diesem Tal auf sie zukam, bloß «gewogen waren».

Die Begegnung mit der Kulturgeschichte des Engadins ist ein Heilmittel gegen den Taumel, der die Neulinge und die Entrückten auf der Hochebene befällt. Denn was sich hier und talabwärts über Jahr und Tag zwischen Einheimischen und Fremden abgespielt hat, ist nicht weniger einmalig als die Szenerie. Nur einem Träumer von Gegenwelten konnte es als ewige Wiederkehr erscheinen.

Denn lange bevor es Höhenwanderer jeder Sorte in diese Einöde zog, hatten die Bewohner der Niederungen die Vorzüge dieses Tores zwischen Nord und Süd gewittert. Der touristischen Attraktion ging auch hier die merkantile voraus, ja es gab eine Zeit, in welcher das Land der Drei Bünde und vor allem die dazugehörigen Alpenübergänge der Zankapfel der europäischen Mächte waren. Es war die Werbung von Franzosen und Venetianern, Spaniern und Österreichern um die Gunst der Bündner in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, die die Bewohner dieses Landes in heilloser Verwirrung stürzte. Das Unglück wollte es, daß dies in einer Zeit großer Umwälzungen geschah, im haßerfüllten Klima der Gegenreformation. Damals waren die Bündner den Verlockungen von Geld und Ansehen schlecht gewachsen, auch wenn die Chronisten der Zeit sehr deutlich erkannten, wodurch man Unabhängigkeit und Ehre behält und verliert.

Skrupellose Menschen beschäftigen übermäßig die Phantasie, selbst wenn sie große Patrioten waren. Eine der schillerndsten Figuren der Spätrenaissance war der Engadiner Jürg Jenatsch, der uns aus der genialen Geschichte von C. F. Meyer vertraut ist. An dem von Conrad Ferdinand Meyer geprägten Jenatschbild retouchieren die Historiker seit nunmehr hundert Jahren ohne die geringste Chance, endlich das genial Erfundene durch mühsam Gefundenes zu ersetzen. Natürlich wissen wir seit den For-

schungen von Ernst Haffter und Alexander Pfister ziemlich genau, wo Meyer – dem höheren Gesetz der dichterischen Vision unterworfen – sich die historischen Freiheiten, ja Kühnheiten nahm. Faktisch ist bei Meyer abenteuerlich vieles verkehrt an seiner Jenatschgeschichte. Sobald es aber um jene höhere Art des Verstehens geht, zu der das historisch Rekonstruierbare eben auch keine fertige Brücke bildet, bleiben wir auf die Einsichten Meyers, trotz der Unrichtigkeiten, bis heute angewiesen. Wir nehmen zwar die Konjekturen der Historiker gerne zur Kenntnis, wenden uns aber wieder enttäuscht ab, sobald sie nicht nur sammeln, sondern auch erklären möchten.

Am allerwenigsten freilich traf dies bisher auf das kleine Urkundenbuch von Haffter zu, das dieser bei aller Begeisterung für seinen zweifelhaften Helden doch kühle Kopf im Jahr 1895 publizierte. Denn im Gegensatz zu den Biographien, die sich den Zwang auferlegen, ein Gesamtbild der Persönlichkeit zu liefern und deshalb ohne Harmonisierungen selten auskommen, führt in einer Urkundensammlung Klio gleichsam selbst den Griffel, und der Leser glaubt, in Briefen, zufälligen Aufzeichnungen, Urteilen der Zeitgenossen, ja selbst in Schmähdichten dem Geheimnis der Person näher heranzukommen als dort, wo einer dem anderen vor allem ein Denkmal setzen will. Jedenfalls war das genannte Urkundenbuch bisher die aufregendste Lektüre, die man – neben Meyers Roman – zu Jenatsch aufreiben konnte.

Das änderte sich etwas durch die Herausgabe aller bisher auffindbaren Briefe Jenatschs, die entweder seine Handschrift erkennen lassen oder aber von ihm zumindest mitunterzeichnet sind. Alexander Pfister hatte seine letzten Lebensjahre damit zugebracht, Briefe von Jenatsch zu sammeln und mit einer «Historischen Einleitung» zu edieren. Es kam nicht mehr dazu. Seit Pfisters Tod im Jahr 1961 sind 15 weitere Dokumente der gesuchten Art zum Vorschein gekommen. Silvio Margadant, der Leiter des Staatsarchivs Graubünden, hat nun die Absicht Pfisters realisiert und insgesamt 95 Briefe – mit zahlreichen diskreten textkritischen und historischen Anmerkungen versehen – einer immer

noch an Jenatsch interessierten Öffentlichkeit präsentiert. Die umfangreiche Einleitung Pfisters wurde mitübernommen, und so ehrt diese Ausgabe posthum den Jenatsch-Monomanen Pfister und dessen europaweite Archivreise nach den Spuren seines Idols.

Vielleicht mutete man den Lesern im deutschsprachigen Raum etwas viel zu, als man beschloß, den italienisch abgefaßten Dokumenten keine Übersetzung beizufügen. Wer für diese Hürde nicht gerüstet ist, kommt in der direkten Begegnung mit Jenatsch entschieden zu kurz, denn dieser bedient sich sehr häufig des Italienischen, der damaligen «Hauptverhandlungssprache des Dreibündenstaates». Nicht daß es sich um ein besonders ausgefeiltes und schwieriges Italienisch handeln würde. Die Herren Senatoren der Serenissima Repubblica nahmen es offenbar in Kauf, daß die Offiziere in ihren Diensten mit der Zunge weniger genau als mit dem Degen waren. Und die Häupter der Drei Bünde in Chur beurteilten die schriftlichen Depeschen ihrer Landsleute schon damals nicht danach, wie korrekt sie abgefaßt waren.

Nun wurde seit Jahren gemunkelt, es seien in römischen Archiven hochwichtige Jenatschdokumente gefunden worden, die die Vorgänge um dessen Konversion im Jahre 1635 in ein völlig neues Licht tauchen würden. Allerdings hatte schon Pfister in seiner Biographie Briefe Jenatschs berücksichtigt, die sich im Archiv der Propaganda Fide gefunden hatten und Rechtfertigungen seines Glaubenswechsels waren. Darunter befand sich vor allem jener Brief vom 14. August 1635, den Jenatsch mitten im Veltlinfeldzug aus Zernez an seine ehemaligen Mitstreiter im neuen Glauben Stephan Gabriel und Jacob Anton Vulpius schrieb. Der «große Fund» besteht nun aus fünf weiteren Briefen an den Ilanzer Prädikanten Stephan Gabriel aus dem Jahr 1636, die im römischen Generalarchiv des Kapuzinerordens lagen. Nur – und dies ist der große Haken an der Geschichte – handelt es sich leider nicht um Originale, sondern um Kopien. Der letzte Brief trägt zudem einen Vermerk des Innsbrucker Zensors von der Gesellschaft Jesu, daß diese «Responsiones» des Jenatsch einer Veröffentlichung würdig seien, da

sie den «rechten Weg des Heils» aufzeigen würden. Die Briefe sind derart gespickt mit kontroverstheologischen Argumenten, mit Zitaten von Kirchenvätern und Häretikern, daß man sich bloß wundert, zu welcher fachtheologischen Subtilität dieser Jenatsch sich aufzuraffen vermochte. Selbst wenn er in jungen Jahren ein übereifriger Student und später als Truppenführer ein unermüdlicher Leser frommer Schriften gewesen wäre, ist es reichlich unwahrscheinlich, daß er sie in solchem Detail in Zernez, Bad Fideris, Davos, oder wo er sonst gerade weilte, aus dem Gedächtnis abrufen konnte. Denkbare wäre schon, daß er die Briefe an Gabriel, dem er freundschaftlich verbunden war, in seiner üblichen kurzen und direkten Art abgefaßt hat – (falls überhaupt, denn wie kommen die Briefe an den Protestanten Gabriel, dessen Nachlaß wie jener Jenatschs unauffindbar ist, ins Archiv der Kapuziner in Rom?) – und daß die neuen Freunde im alten Glauben diese um das aufbesserten, was die kirchliche Tradition zu den strittigen Fragen sagt. Man soll in der Geschichtswissenschaft nicht spekulieren, gewiß, aber wo Beweise fehlen, kann es nicht verboten sein, nach dem Wahrscheinlicheren zu fragen. Niemand wird dem Leser der 90 weiteren Briefe Jenatschs das Gefühl ausreden können, daß diese Episteln an Gabriel noch durch andere Hände gegangen sein müssen.

Damit sind wir freilich nicht wieder bei der Meyerischen Erklärung der Jenatsch'schen Konversion, wonach dieser bloß «eine Fratze gegen eine Fratze» tauschte. Es ist historisch gut belegt, daß Jenatsch das konfessionelle Lager wechselte, bevor er daran dachte, auch politisch neu, das heißt von Frankreich nach Österreich, sich zu orientieren. Dennoch kauft es ihm der kritische Leser seiner Briefe nicht ab, daß der Glaubenswechsel aus spirituellen Motiven geschah. Auch die erst nach dem Tod Pfisters bekannt gewordenen Briefe belegen doch nur eines völlig eindeutig: daß es unter dem Sternenhimmel Graubündens schwerlich einen noch wendigeren, ehrgeizigeren, habgierigeren, liebedienerischen und bedenkenloseren Mann als diesen Jenatsch gegeben haben dürfte. Es grenzt schon an eine Skrupellosigkeit der höheren Art,

wenn man sieht, mit welcher Unverfrorenheit dieser Mann die Gnade des Himmels, den Ruhm der gerade angebetelten Majestät, den eigenen Geldbeutel und das Wohl seines Vaterlandes in einem Atemzug unterzubringen vermag. Da kann nun doch nicht der Heilige Augustinus Pate gestanden haben, auf den Jenatsch sich gerne beruft. «*Omnis mutatio periculosa*» schreibt er als junger Student an Baptista von Salis. Wenn dies stimmt, hat er sein Leben lang nichts anderes getan, als die Gefahr gesucht. Im einzigen rätoromanischen Brief, der uns überliefert ist, sagt er im Pluralis majestatis den Gemeindevorstehern von Sent: «Zur Zeit als wir glaubten, etwas zu sein, sprachen wir anders. Nun aber, da es sich gezeigt hat, daß wir aus eigener Kraft nichts vermögen und daß wir von anderen Fürsten abhängig sind, gilt es unsere Meinung zu ändern». Es ist einer der ehrlichsten und schändlichsten rätoromanischen Sätze, die je geschrieben wurden.

Als Jenatschs glückloser Gegenspieler gilt der Nachwelt Henri Duc de Rohan, der während der Bündner Wirren die französischen Truppen in Graubünden befehligte. Jenatsch erkannte, daß die Franzosen nach der Rückeroberung des Veltlins im Jahr 1635 die Drei Bünde und ihr ehemaliges Untertanenland nicht freiwillig wieder räumen würden. Rohan, berühmter Hugenottenführer, ein Mann, der in intoleranter Zeit für Bekenntnisfreiheit und Selbstbestimmung kämpfte, schwankte zwischen der Loyalität zur französischen Krone und den eigenen Überzeugungen. Für die Machtpolitik Richelieus hatte er wohl ein zu feinmaschiges Gewissen. Die Bündner Militärs unter seinem Befehl, allen voran Jenatsch, hatten leichtes Spiel, ihn zur Kapitulation und zum Abzug der ihm unterstellten Truppen zu zwingen. Die französische Geschichtsschreibung hat dem Wirken Rohans in Graubünden keine Kränze geflochten. Dafür ist er bei den Bündner Historiographen das Vorbild eines Menschen, der das Gute will und von Mächtigeren daran gehindert wird, es zu tun. Was sie ihm ankreiden, ist allenfalls die Leichtgläubigkeit dem doppelzüngigen Jenatsch gegenüber. Der standesbewußte Ulysses von Salis-Marschlins, ein einflußreicher Bündner und

Franzosenfreund, rügt den Herzog vor allem, weil ein vornehmer Mensch einem Emporkömmling wie Jenatsch niemals das Vertrauen schenkt! Liest man allerdings Rohans «*Mémoires et lettres sur la guerre en Valtéline*», die in einer 3-bändigen Ausgabe 1758 in Genf posthum erschienen, versteht man recht gut, warum Rohan seinen landeskundigen Bündneroffizieren zugetan war, selbst wenn diese aus rauherem Holz geschnitzt waren als die Angehörigen der «*noblesse d'épée*». Es war unmöglich, im Engadin und im Veltlin gegen die Österreicher etwas auszurichten ohne die Hilfe der Einheimischen.

Der schändliche Verrat Jenatschs am guten Herzog war realgeschichtlich ein weitsichtiges Unternehmen: über kurz oder lang mußten die Drei Bünde sich mit ihren direkten Nachbarn, den Habsburgern, auf ein friedliches Miteinander einrichten. Die heimlichen Kontakte mit den Österreichern waren freilich ein schwerer Anschlag auf das Vertrauen zwischen Rohan und den Bündnern, unvermeidbar waren sie dennoch. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts deutet der reformierte Pfarrer und Chronist von Ftan, Jakob Anton Vulpius, in seiner «*Historia Raetica*» die Ereignisse von 1637 geradezu waghalsig konsequent: es sei der Herzog selbst gewesen, der den Bündnern heimlich den Rat gegeben habe, mit dem Kaiser zu verhandeln, da Frankreich viel zu weit entfernt sei und die Bündner ohne einen Frieden mit den Habsburgern «immer mit der Waffe in der Hand und in großer Angst verbleiben.» Da der Friedensvertrag gute Folgen hatte, muß ihn auch der «gute Herzog» angeregt haben. Die Verehrung für ihn ging weit, zu weit wohl an den Tatsachen vorbei, und dies lange bevor C.F. Meyer das Bild des großen Edelmannes literarisch verklärte.

Anders bei Jenatsch. Sein Ehrgeiz und sein Spürsinn für das Zweckmäßige erbrachten ihm wohl den Respekt, aber kaum die Zuneigung und Verehrung seiner Landsleute. Er hatte als junger reformierter Pfarrer bereits von sich reden gemacht, als es ihn von der Kanzel zu den Waffen trieb. Er war zu unruhig, um die Strafe des Himmels gegen die Übeltäter abzuwarten, lieber vernichtete er seine und seines Glaubens

Feinde eigenhändig. Als die Kaiserlichen in den Drei Bünden und im Veltlin die Oberhand gewannen, mußte er mit seinen Glaubensgenossen ins Exil. Er nutzte die Zeit, um das Kriegshandwerk beim Grafen Mansfeld zu erlernen. Damit war er gerüstet, als es bald darauf galt, sein Land wieder von den österreichisch-spanischen Truppen zu säubern. Seine Dienste als Offizier bot er den Franzosen und den Venetianern an.

Aus nicht gänzlich geklärten Gründen wurde er 1629 in Venedig gefangen gesetzt. Im Jahr darauf entschädigte ihn die «Serenissima Repubblica» als «Colonellus» mit einer ansehnlichen Pension.

In Venedig befand sich damals eine große Kolonie von Engadineren, die ihr Glück als Bäcker, Händler und Soldaten in der ruhmreichen Lagenstadt suchten. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts waren von 42 Zuckerbäckereien 40 in Händen von Bündnern, was den Senat zu Maßnahmen gegen die allzu erfolgreichen Engadiner veranlaßte. Doch die kargen Verhältnisse der eigenen Heimat ließen die Engadiner auch weiterhin ihre gute Zukunft im nahen Italien suchen. Viele kamen dabei zu Geld und Ansehen. Dies trifft auch auf Jenatsch zu, der Stolz ein Anwesen in Venedig, «un luogo detto il Cavalin», sein eigen nannte.

Jenatsch konnte Vaterlandsliebe und Eigeninteresse ohne den geringsten Selbstzweifel auf einen Nenner bringen. Ihm vermischt sich die Sorge um die eigenen Pfründen untrennbar mit dem Willen, sein Land frei und unabhängig zu sehen. Hätte seine Lebensphilosophie gesiegt, wäre Graubünden wohl für immer Untertan einer größeren Macht geblieben, und wäre es schließlich seiner eigenen gewesen.

Aber es gab eben noch andere Engadiner, folgenreichere als Jenatsch. Vor allem die gelehrten und gelehrigen Prädikanten, bei denen kein ruhsüchtiges Ich den Blick für die entscheidenden Dinge trübte. Sie übersetzten die Bibel in die Sprache ihres Volkes, dichteten religiöse und politische Lieder, brachten das Wissen ihrer Zeit in jene Formen, die für die Dagebliebenen verständlich und förderlich waren. Kurzum: die Diener des Wortes und nicht jene des Schwertes waren es, die den Engadineren den Weg wiesen, im Schnittpunkt der Völker die Liebe zur eigenen Lebensweise und zur eigenen Sprache zu finden. Und Jenatsch und Rohan sind im Rückblick wohl doch nur zwei kometenhafte Erscheinungen in einem Land, das sein Licht und seinen Glanz vor allem der Treue zur eigenen Sache und nicht dem Griff nach den Sternen verdankt.